

Zwei Jahre nach „Dayton“: Rette sich wer kann

Die Waffen schweigen, Fortschritt und ein echter Friede bleiben aber eine Illusion. In Bosnien herrschen Hass und Hunger, Arbeitslosigkeit und Angst, Korruption und Katerstimmung. Was Wunder, wollen gerade junge intelligente Menschen nur noch eines: weg. So schnell als möglich.

VON MARK BALSIGER, SARAJEVO

Unsere Wege haben sich im Sommer 1996 erstmals gekreuzt. Beide waren wir neu, beide gerade eingetroffen in einer fremden Stadt. Normela, 29, war als Flüchtling nach Sarajevo gekommen, ein Flüchtling im eigenen Land. Als Bosnien im Frühling 1992 in den Strudel des Krieges geriet, konnte sie sich noch rechtzeitig aus ihrem Heimatstädtchen absetzen. Vielen anderen Menschen gelang die Flucht nicht. Hundertausende von Familien wurden auseinandergerissen, Normelas Fall ist exemplarisch: Ihr Zwillingsbruder hat sich in Stockholm niedergelassen, als gutqualifizierter Ingenieur darf er den schwedischen Pass noch in diesem Jahr erwarten. Die Eltern leben physisch im Schweizer Jura und mental im Gestern, ihre beiden Kinder haben sie seit bald sieben Jahren nicht mehr gesehen. Normela ist nach ihrer Flucht und einer Odyssee durch den Kontinent in Frankreich hängen geblieben - eine Heimat auf Zeit. In der bosnischen Hauptstadt hat sich die studierte Ökonomin schnell assimiliert. Auch dank ihren ausgezeichneten Sprachkenntnissen dauerte es nicht lange, bis sie bei den „Internationals“ einen guten Job bekam. Normela ist gewinnend, eine Frohnatur, ehe man es sich versieht, hat man sie ins Herz geschlossen. „Ich fühle mich wohl in Sarajevo“, beteuert sie öfters. Ich vermute, dass sie sich arrangiert hat in und mit Bosnien. Dass im Westen weder Honig noch Milch fließen, das hat sie selber erfahren, trotzdem: Wenn immer ich mich mit ihr zum Kaffee treffe, schwingt bei ihren Äusserungen etwas mit, meistens unausgesprochen: der Gedanke ans Auswandern.

Schnaps, ein guter Freund

Dragan, 31, wagt nicht einmal mehr, ans Auswandern zu denken. Er scheint resigniert zu haben, er wirkt abgekämpft und ausgelaugt, tiefe Furchen durchziehen sein Gesicht. Seine Augen, dunkel umrandet, liegen in Höhlen. Die herrschaftliche Liegenschaft des Serben in Sarajevo wurde während des Krieges abgefackelt, aus Angst vor Repressionen muslimischer Fundamentalisten flüchtete Dragan ins 15 Kilometer entfernte Pale. Zusammen mit seiner Frau und der achtjährigen Tochter lebt er in einer Behausung, die in der Schweiz noch knapp als Hühnerstall durchgehen würde. Eine Toilette und fließend Wasser gibt es nicht, der nächste lange und unbarmherzige Winter hat bereits Einzug gehalten. Dragan arbeitet als Jurist für die Regierung der bosnischen Serben. Sein Lohn: 36 deutsche Mark im Monat, die stets mit grosser Verspätung ausbezahlt werden, und Gutscheine für warme Mahlzeiten in der staatlichen Kantine. Dragan sitzt im Halbdunkel der Küche am groben Holztisch, der Kopf ruht schwer in seinen Händen, ein gebrochener Mann. Eine Konversation mit ihm ist jedesmal wieder schwierig: Er schämt sich, ich schäme mich. Dragan kennt das Wort Hoffnung nicht mehr, Rakija ist der Ersatz dafür. Für Stunden wenigstens ist der selbstgebrannte Schnaps ein guter Freund.

„Meine Generation ist verloren“

Muhamed, 23, ist ein blitzgescheiter Bursche. Um einen frechen Spruch ist er nie verlegen, es vergeht kein Tag, ohne dass er nicht zumindest einen deftigen Witz vom Stapel lässt. Im Sommer 1995 wurde seine Heimatstadt Srebrenica eingekesselt, der gefürchtete General Ratko Mladic richtete darauf das grösste Blutbad während des bosnischen Krieges an. Muhamed konnte sich unbemerkt an den serbischen Stellungen vorbeischieben. Mit 46 anderen Muslimen flüchtete er durch die Wälder, vier davon erreichen mehrere Wochen später das rettende Tuzla. „Nach diesem Horror versuchte ich, alles zu verdrängen, tagein, tagaus habe ich nur noch gesoffen“, erzählt Muhamed. Längst hat er sich wieder gefangen und arbeitet als Übersetzer. In Bosnien sieht er keine Zukunft mehr, er will weg, egal wohin. „Meine Generation ist verloren!“ bringt er es auf den Punkt. „Der Krieg hat uns alles

genommen. Und jetzt sollten wir uns bis zur Pension abrackern, nur um wieder etwas Lebensqualität zu erreichen. Ohne mich!“

Duska, 32, Ansagerin beim staatlichen Fernsehen, würde gerne rackern bis zum Umfallen. Die grazile, aber resolute Frau hat sich hohe berufliche Ziele gesteckt, bloss: „Wie soll ich hier etwas erreichen, in diesem unprofessionellen Umfeld?“ Seit sie für ein gutes halbes Jahr bei verschiedenen Sendern im Ausland Erfahrungen sammeln konnte, fühlt sie sich nicht mehr wohl in Sarajevo. „Ich spreche nicht mehr dieselbe Sprache wie die Leute hier.“ Auch Duska will weg, je früher, desto besser. So, wie ich sie einschätze und kennengelernt habe, wird sie den nächsten Frühling „draussen“, irgendwo ausserhalb Bosniens, erleben.

Eine Orchidee unter Löwenzahn

Borka, 37, ist Journalistin, durch und durch. Erfahrung und Ehrgeiz, Temperament und Tempo, Kreativität und Konstanz, Pfiff und Pep, all diese Qualitäten machen sie zu einer zentralen Figur der unabhängigen Radiostation, für deren Aufbau und Betrieb ich mitverantwortlich war. Borka ist eine Orchidee, inmitten einer Magerwiese mit Löwenzahn. Bei einem beruflichen Abstecher nach Kopenhagen hat sie sich verliebt, in einen Bosnier, der auf dem Papier schon bald ein Däne sein wird. Die Hochzeit ist für nächstes Jahr geplant, die Orchidee wird auch in Skandinavien blühen, der Löwenzahn bleibt zurück auf der Magerwiese.

Amela, 20, spricht ein perfektes Amerikanisch-Englisch und hat für ihr Alter schon ein erstaunliches Palmares. Sie ist ambitioniert und versteht es auch, ihre Ellbogen zu gebrauchen. All ihre Arbeitgeber loben sie in den höchsten Tönen. Das stiess eine neue Türe auf: Amela hat ein Stipendium erhalten und kann in den USA studieren. Als sie diesen Bescheid erhalten hat, wusste sie für ein paar Tage weder ein noch aus: „Soll ich wirklich alles zurücklassen, meine Familie, meinen Freund, meinen guten Job?“ wollte sie von mir wissen. „Weshalb fragst du“, gab ich zurück, „obwohl du dich innerlich bereits entschieden hast?“ Sie wurde wütend, stampfte mit dem Fuss und rauschte davon. Vor kurzem ist Amela abgeflogen. Was sie noch nicht weiss, scheint mir nur logisch zu sein: Sie wird nie mehr zurückkehren.

Die USA führen zwei Agenden

Normela, Dragan, Muhamed, Duska, Borka und Amela – sechs junge Bosnierinnen und Bosnier. Fünf von ihnen sind zwei Jahre nach der Unterzeichnung des Friedensvertrags von Dayton mit einem Bein im Ausland. Es sind allesamt intelligente Menschen, die in diesem geschundenen Land etwas bewirken könnten. Bereits vor und während des Krieges hat sich die Elite Bosniens zu einem grossen Teil abgesetzt, die junge Generation drängt nach. Für fast alle gilt die Devise: Rette sich wer kann. Rund eine halbe Million Menschen haben laut UNHCR im Ausland bereits eine „dauerhafte Lösung“ gefunden. Der Exodus ist nicht zu stoppen. Das ist kultureller Selbstmord, schleichend, mit Folgen, die mir angst machen.

Das von der internationalen Gemeinschaft vollmundig angekündigte „Jahr der Rückkehr“ ist kläglich gescheitert. Dass der Westen gar kein echtes Interesse an einem wieder prosperierenden Bosnien hat, ist mir bei einem halboffiziellen Anlass klargeworden. Zu später Stunde kam ein hoher US-Diplomat ins Plaudern: „Bosnia is a fucking good business.“ Die Amerikaner führen zwei Agenden. In der offiziellen markieren sie die „good guys“, sie haben laut Bill Clinton den Frieden nach Bosnien gebracht. Die zweite Agenda hat Priorität, sie gibt vor, was wo und wie abzulaufen hat. Es geht um knallharte wirtschaftliche Interessen, und nur um das. Das „verdammte gute Geschäft“ lässt sich nach den Tragödien in Bosnien und Kroatien auf dem Balkan weiter ausdehnen. Der Westen wird bald auch in Mazedonien und Kosovo helfen müssen. Helfen?